

# Reformationsfeier

31.10.2021, Trinitatiskirche Köln

Prof. Dr. Christiane Woopen

## Was trägt uns in Krisen? Entdeckungen im Dialog

### Ausgangspunkt: Krise der Emmaus-Jünger

Liebe Schwestern und Brüder,

Die Emmaus-Jünger erlebten eine tiefe Krise. Ihre Hoffnung, dass Jesus Israel erlösen würde, hatte sich nicht erfüllt. Stattdessen wurde er ans Kreuz genagelt, eine grausame, erniedrigende Tötung. Nun war auch noch sein Leib verschwunden und Jesus war nicht zu sehen. Was eine sichere Zukunft zu sein schien, wurde zu tiefer Verunsicherung; was verheißungsvoll ihr Leben durchstrahlte, lag für die Emmaus-Jünger nun im Dunkeln.

### Krisen in unserer Zeit

Aussichtslosigkeit und Unsicherheit, enttäuschte Hoffnung, Traurigkeit – alles Kennzeichen für etwas, das wir Krise nennen. Das Gewohnte und Vertraute wird infrage gestellt, das Normale wird zum Außergewöhnlichen, der Boden, auf dem man steht, wackelt und bricht weg. In einer Krise geht es um einen Wendepunkt, einen tiefgreifenden Prozess des Umbruchs.

Es sind viele Krisen, die unsere Zeit prägen:

- Seit nun anderthalb Jahren steht die Corona-Pandemie im Vordergrund.
- Zu denken ist aber auch an die Europäische Flüchtlingskrise 2015/16, die auch heute noch andauert,
- an die globale Finanzkrise aus den Jahren 2006/2007 und
- nicht zuletzt an die ebenfalls globale Klimakrise – sprachlich oft als Klima-Wandel verharmlost, die uns politisch, kulturell, wirtschaftlich, wissenschaftlich, gesellschaftlich wie individuell massiv herausfordert.

Der Historiker Heinrich August Winkler bezeichnete die Zeit nach dem Terroranschlag des 11. September 2001 als „Beginn des Zeitalters der allgemeinen Verunsicherung“. Manche halten das Krisenhafte sogar für DAS konstitutive Charakteristikum der Spätmoderne, die durch den Verlust traditioneller Verankerungen gekennzeichnet sei.

### Ansatzpunkte der Bewältigung

Wie kann man das aushalten? Wohin führt die dem Menschen eigene Suche nach Halt und Sicherheit, wenn sie immer wieder als vergeblich erlebt wird? Welche Mittel stehen einem als einzelner Mensch, als Gesellschaft und als Weltgemeinschaft zur Verfügung, um Krisen zu ertragen oder besser noch, zum Guten zu nutzen – um aus dem Umbruch einen Aufbruch zu etwas Besserem zu machen?

Aus den so berührenden Aussagen der Kölner Studierenden, die wir eben hören durften, haben wir schon wertvolle Hinweise erhalten: Kraft kann aus Gesprächen und aus den Geschichten anderer entstehen, aus dem Sprechen mit Gott, aus dem Sein in der Natur, aus Musik, aus der Nähe zum Haustier, zu Familie und zu Freunden, ja selbst aus dem Mit-sich-selbst-allein-Sein.

All diesen Quellen der Kraft ist in ihrer Unterschiedlichkeit eines gemeinsam: Es geht im Kern um eine Beziehung, die als lebendig erfahren wird: die Beziehung zu sich selbst, zu anderen Lebewesen, zu den Dingen um sich herum und zu Gott. Oder, um mit dem Jenaer Soziologen Hartmut Rosa zu sprechen: Es geht um Resonanz, um einen Modus des in die Welt gestellt Seins, in dem die so verschiedenartigen Beziehungen schwingen und ein Verhältnis des gegenseitigen Antwortens besteht, was auch ein nichtsprachliches Antworten sein kann. Das Gegenteil von Resonanz ist die Entfremdung, eine leblose Beziehung, etwas Stummes und Starres. Resonanz, um

einem möglichen Missverständnis vorzubeugen, ist nicht gleichbedeutend mit Glücklich-Sein, aber mit Lebendig-Sein, lebendig in einem das rein biologische Überleben weit übersteigenden Sinne. Wer in resonanten Beziehungen lebt, empfindet sein Leben als ein sinnvolles, ein gelingendes Leben. Ein Leben gelingt dann, wenn es lebendig ist. Das klingt so einfach und selbstverständlich – und es ist doch die größte Herausforderung.

## Werte

Um in einer resonanten Beziehung ein Gegenüber sein zu können, der eine eigene Stimme hat und der die Stimme des anderen wahrnehmen und verstehen kann, braucht man eine Haltung dazu, was einem besonders wichtig und was unwichtig ist. Unsere Wichtigkeiten prägen unsere Wahrnehmung der Welt und auch das, was wir denken, fühlen und tun. Was man in eine Beziehung einbringt, ist damit immer auch eine Stellungnahme: man nimmt eine Stellung ein, von der aus man die Welt wahrnimmt, von der aus man Botschaften empfängt und gibt. Was einem wichtig ist, hat einen Wert, der als Maßstab und als Orientierung dient. Dieser Dimension des Ethischen – also Werte zu haben und sich zu entscheiden, welches Leben man führen möchte – können wir als Menschen gar nicht entkommen.

Welche Werte aber sind es, die uns zusammen mit dem erforderlichen Wissen um Ursachen, Zusammenhänge und Bewältigungsmöglichkeiten in Krisen und nun insbesondere in der Pandemie tragen können? Zwei möchte ich heute herausgreifen, die mir besonders wichtig erscheinen und in denen es zentral um Beziehungen geht: Solidarität und Berührbarkeit.

### Solidarität

Im Europäischen Ethikrat sprachen wir zu Beginn der Pandemie darüber, was unsere wichtigste Botschaft für Europa angesichts der zu erwartenden Monate von Bedrohung und Unsicherheit wäre. Wir waren uns sehr schnell einig, dass wir eine Stellungnahme über Europäische Solidarität und den Schutz der Grundrechte abgeben wollen und veröffentlichten sie eine Woche später Anfang April. Solidarität erschien uns – und der Auffassung bin ich immer noch – als DIE entscheidende Grundlage, um eine weltweite Krise solchen Ausmaßes und solcher Komplexität bewältigen zu können.

Für die Bevölkerung ging es anfangs vor allem um die Rücksichtnahme auf alte und deswegen besonders gefährdete Menschen, im Moment werden Ungeimpfte aus Gründen der Solidarität dazu aufgerufen, sich impfen zu lassen. Alle sollen sich an bestimmte Regeln halten, aus Solidarität auch mit dem Personal in den Krankenhäusern, das kräftemäßig immer wieder an die Grenzen des Leistbaren und Erträglichen stößt. In nachbarschaftlicher Hilfe haben wir große Solidarität erleben dürfen, wir sehen aber auch und zunehmend Verhärtung, Egoismus, Niedertracht und Hass.

Und leider mussten wir auch erfahren, dass es an der Solidarität gerade mit den jungen Menschen allzu sehr fehlt. In Umfragen wurde deutlich, dass sie sich viel zu wenig wahrgenommen und zu oft allein gelassen fühlten und fühlen. Viele haben den Eindruck politisch keine Stimme zu haben. Der Anteil derer mit psychischen Problemen hat erschreckend zugenommen. Beziehungsräume für junge Menschen wurden im Pandemie-Management vernachlässigt und auch Schule wurde nicht ausreichend kraftvoll gestaltet. Selbst jetzt fehlt es zu vielen Schulen noch an der erforderlichen Ausstattung, an Kompetenzen der Lehrkräfte und an Digital-Konzepten, um den Schülerinnen und Schülern das mitzugeben, was ihr Leben in so vielen Hinsichten prägen wird: Bildung. Bildung nicht in dem Sinn, möglichst viele Informationen in sich hineinzustopfen, sondern Bildung im Sinne der existenziellen Erfahrung, dass ein Sachverhalt einen etwas angeht, eine persönliche lebensrelevante Bedeutung hat. Es geht also darum, eine resonante Beziehung zum Bildungsgegenstand in einer lebendigen Beziehung zu Lehrenden und Mitlernenden zu fördern.

Schauen wir auf die internationalen Beziehungen. Dort sehen wir in der pandemischen Krise wie in einem Brennglas den Mangel an Solidarität. Zu erkennen ist das besonders augenfällig an der Verteilung von Impfstoffen gegen das Coronavirus. Sind in manchen, insbesondere westlichen Staaten bereits bis zu 85% der Menschen vollständig geimpft, sind es in den Staaten des globalen Südens um die 2 bis 4%, in Uganda noch nicht einmal 1%. Das hat komplexe Gründe, einer davon aber ist nationalstaatlicher Egoismus samt mangelhafter internationaler Zusammenarbeit bei dafür fehlenden regulatorischen Rahmenbedingungen.

Ausgerechnet in den Staaten mit geringer Impfquote aber führt die Pandemie auch zu weiteren massiven Problemen: Die Welthungerhilfe meldete kürzlich die bestürzend gewachsene Anzahl von 811 Mio Menschen, die unter chronischem Hunger leiden. Das ist mehr als jeder 10. Mensch auf dieser Welt. Zusätzlich 70 Mio Menschen sind weltweit durch die Pandemie und ihre Folgen in extreme Armut gefallen, das heißt sie leben von weniger als 1,90\$ am Tag. Insgesamt werden diejenigen, denen es ohnehin sozioökonomisch schon schlechter geht, durch die Pandemie stärker belastet als diejenigen, die auch vorher schon besser dastanden. Solche massiven sozialen Ungleichheiten sind kein Zeichen für resonante Beziehungen, sondern für das Verstummen von Anteilnahme und Verantwortung, das Erstarren von Wahrnehmen und Antwort Geben.

Solidarität ist ein schillernder Begriff. Der Münsteraner Philosoph Kurt Bayertz beschrieb ihn als einen erratischen Block in der philosophischen Landschaft der Moderne. Pointiert kann man sagen: Jeder ist dafür, aber keiner weiß, was es ist. Ganz so ist es natürlich nicht, aber es gibt keine einfache Definition. Ich verstehe Solidarität als etwas, das zum Bereich von Rechten und Pflichten gehört und dies mit dem Tugendhaften verbindet. Solidarität ist nicht gleichbedeutend mit Gerechtigkeit, aber sie bezieht sich auf Dinge, die etwas mit Gerechtigkeit zu tun haben, also z.B. mit der gerechten Verteilung von Impfstoffen. Sie geht aber darüber hinaus und umfasst zusätzlich eine Haltung des Teilens und des Einstehens für einen anderen, die über das streng Geschuldete hinausgeht. Man kann also sagen, Solidarität ist eine barmherzige Gerechtigkeit, oder wenn man das wie ich finde sehr schöne, aber für manche altertümlich klingende Wort Barmherzigkeit vermeiden möchte, eine wohlthätige Gerechtigkeit. Solidarität beruht auf einem Gefühl der Zusammengehörigkeit und fördert dies, und sie umfasst die Bereitschaft zur Hilfe für diejenigen, die sie benötigen, auch unter Inkaufnahme eigener Opfer. Solidarität ist emotional, institutionell, kulturell und intellektuell ein Beziehungsgeschehen und ein Ausdruck von Resonanz. Sie kann nicht hergestellt oder produziert werden, sie ereignet sich zwischen Menschen und Gruppen, die diese Beziehung des Füreinander-Einstehens miteinander eingehen. Tun sie dies, kann Solidarität *in* einer und *durch* eine Krise tragen – zwischen zwei einzelnen Menschen bis hin zur Weltgemeinschaft.

### Berührbarkeit

Der zweite Wert, der für resonante Beziehungen im Sinne Hartmut Rosas eine geradezu unverzichtbare Voraussetzung ist, ist die Berührbarkeit. Wenn ich die Schönheit eines Sonnenuntergangs, die Liebe meiner Freundin oder die Not meines Nachbarn, das Majestätische einer Symphonie oder die Zerstörung unserer Umwelt gar nicht wahrnehme – wie soll dann eine lebendige Beziehung zu ihnen entstehen und sich entfalten? Die reine Wahrnehmung aber reicht noch nicht aus. Sie könnte auch rein instrumentell-ausnützend und distanziert bleiben, mit mir selbst nichts zu tun haben. Dann erkenne ich zwar die Not meines Nachbarn, aber sie ist mir egal. Ich sehe die Zerstörung der Natur, aber sie bedeutet mir nichts, der wirtschaftliche Gewinn oder der persönliche Genuss sind mir wichtiger. Bin ich aber berührbar, so spricht das Wahrgenommene zu mir, dann kann und werde ich darauf eine Antwort geben, auch wenn die Antwort zunächst Ratlosigkeit sein kann, ich aber zumindest auf der Suche nach meiner Stimme bin.

Im allertiefsten Tal verlorener Berührbarkeit lauert eine schwere Krankheit, die Depression. In ihr hat man sich selbst und die Welt verloren; alles, was schwingen könnte, alles, was tröstet, ist verstummt. Ein befreundeter Psychiater nennt sie die Krankheit der „Losigkeit“: Freudlosigkeit, Empfindungslosigkeit, Ideenlosigkeit, Hoffnungslosigkeit zeichnen sie u.a. aus. So erging es auch vielen in der Pandemie. „Social Distancing“ wurde tragischerweise zur allgegenwärtigen Handlungsregel, dabei ging es doch nur um den körperlichen, keineswegs aber den sozialen Abstand. Die ethisch zwingende Aufgabe bestand gerade darin, den gebotenen körperlichen Abstand NICHT zu sozialer Distanz oder gar Isolierung werden zu lassen. Für allzu viele aber führte das so veränderte Leben in der Pandemie zu psychischen Störungen, zu Ängsten und Depressionen, zu einem Gefühl der Zukunfts-Losigkeit.

Wenn die Studierenden eben gesagt haben, dass es beispielsweise ihre Familie, Gespräche mit Freunden, Tiere und Musik waren, die ihnen in der Krise geholfen haben, dann deswegen, weil sie von ihnen berührt worden sind, weil sie ihnen das Gefühl vermittelt haben, lebendig und nicht einsam zu sein. Berührbar und empfänglich zu sein, hat gleichwohl eine Voraussetzung: Man muss auch für sich selbst berührbar sein, eine lebendige Beziehung zu sich selbst haben. Wenn man in sich verstummt ist, kann man auch nicht zu anderen sprechen. Etliche

Menschen aber haben genau hier ein Problem: sie können nicht gut mit sich selbst allein sein, weil sie in sich nichts finden, aus dem heraus sie sich selbst etwas sagen können und das eine positive Bedeutung für sie hat.

Dabei gibt es doch in einem selbst das Größte und Wunderbarste schlechthin: nämlich Gott. Gott ist uns nicht äußerlich, vielmehr hat er jede und jeden von uns von Beginn an in seine Liebe hineingenommen – in seine Liebe zu sich selbst als Liebe zu Jesus im Heiligen Geist. Diese Zusage und Gewissheit ewiger, unverbrüchlicher Liebe ist es, die wir in uns finden können.

Wir können sie allerdings nur dann finden, wenn - so schildert es der Jesuitenpater Peter Knauer eindrucksvoll in seiner ökumenischen Fundamentaltheologie „Der Glaube kommt vom Hören“, wenn uns andere vom Glauben und von den Geschichten aus der Bibel erzählen. Wenn sie uns berühren, kann in uns die Gewissheit wachsen, von der Liebe Gottes getragen zu werden und die Angst um uns selbst angesichts aller Verletzlichkeit und Endlichkeit ablegen zu können. „Der Inhalt des christlichen Glaubens“ – so schreibt Knauer – „besteht darin, sich in Gottes Liebe geborgen zu wissen.“<sup>1</sup>

„Gott ist mir innerlicher als ich mir selbst“ – sagt Augustinus. Mein vor 40 Jahren verstorbener Patenonkel Josef Pöppinghaus, ein Jesuitenpater, sagte es so: „Geh Deinem Gott entgegen – nur bis zu dir selbst! ... Er ist schon da, vor dir da, dir näher als du dir selbst.“<sup>2</sup> Gehe ich also meinem Gott entgegen bis zu mir selbst, so finde ich in mir einen unendlichen Raum der Beziehung und des Dialogs. Aus diesem Raum heraus leben dann auch die Beziehungen zu allem um mich herum.

## Schluss

Krisen sind Zeiten der im eigentlichen Sinne des Wortes radikalen Fragen – Fragen, die an die Wurzel reichen, Fragen nach dem Warum, dem Wozu, dem Wohin. Indem sie diese Fragen aufwerfen, geben sie uns die Chance, neu zu denken und aus dem einfach nur Gewohnten etwas Gewolltes zu entwickeln.

Dazu gehört es, die richtigen Fragen zu stellen, auf die man die Antworten sucht. Krisen fordern genau dies heraus: die Fragen neu zu stellen. Und es sind nicht erst die Antworten, die tragen, sondern auch schon das Teilen der Frage – das gemeinsame existenzielle Berührtsein verbindet und trägt in Solidarität.

„Brannte nicht unser Herz?“ fragen die Emmaus-Jünger ganz beseelt und wieder voller Hoffnung. So wie mit ihnen geht Jesus jeden Weg mit uns, er geht aber nicht in Führung, drängt sich nicht auf, oktroyiert nichts, ist immer schon da. Es ist an uns, Ihn – und uns *auf* Ihn – einzulassen. „Geh Deinem Gott entgegen – bis zu dir selbst!“

---

<sup>1</sup> Peter Knauer S.J., Der Glaube kommt vom Hören, Ökumenische Fundamentaltheologie, 7. Auflage 2015, S. 13.

<sup>2</sup> Josef Pöppinghaus S.J. 1920-1981, Wienand-Verlag 1995 (von meinem Vater Rober Eiter zusammengestellte Texte), S. 83.